

Maria Schober und die Geschichte des Klosters Döllach

Von Rosa Maria Lanzinger

1989 stieß Sr. Klothilde auf der Suche nach geschichtlichen Daten der Einjährigen Haushaltungsschule der Grazer Schulschwestern in Döllach auf eine sorgfältig geführte Chronik, die alle Höhen und Tiefen des Döllacher Klosters mit seiner Stifterin Maria Schober von der Gründung im Jahr 1757 bis in die 70er Jahre beleuchtete. Diese beeindruckende Bildungsgeschichte wollten wir näher beleuchten.

Die Stifterin Maria Schober, auch Schoberin genannt, wurde am 7. Jänner 1707 in Döllach geboren. Als Kind von Markus und Maria Schober, den weitem bekannten Wirtsleuten, arbeitete sie bald im Gasthof und in der Landwirtschaft der Eltern mit und wurde eine tüchtige Köchin. Der Gasthof Marx war vor allem Treffpunkt für Fuhr- und Bergleute, die dort gut verköstigt wurden, ihre Pferde füttern, tränken und tauschen konnten. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter lebte Maria Schober mit ihrer Tante Susanna, einer Schwester ihres Vaters, im heutigen Tronigerhaus und übernahm von ihrer Mutter die Aufgabe der Küchenchefin. Maria konnte lesen, schreiben und rechnen, beherrschte viele kunstvolle Handwerkstechniken, kochte ausgezeichnet und war sehr geschäftstüchtig. Daneben war sie eine gute Landwirtin. Wo Maria ausgebildet worden war, konnte den Quellen nicht entnommen werden.

Die Blüte des Bergbaus im Oberen Mölltal war zu Marias Zeit schon zu Ende. Erschwert wurde die wirtschaftliche Situation im Bergbau durch die in der Gegenreform verfügte Ausweisung der Experten im Bergbau, die vor allem aus der Schweiz und aus Süddeutschland gekommen und protestantisch waren. Nur jene, die bereit waren, zu konvertieren, durften bleiben. So fehlten im Bergbau nicht nur die Fachleute, sondern auch die Investoren für neue Projekte. Die Mölltaler selbst waren im Bergbau wegen ihres Fleißes, ihrer Kraft und Ausdauer sehr beliebt. Sie hatten aber keine Möglichkeit, sich Fachwissen anzueignen oder gar in den Bergbau zu investieren. Die klimatischen Veränderungen taten ein Übriges. So gerieten viele Bergleute mit ihren Familien in Not und Armut. Von staatlicher Seite versuchte man vergeblich, neue, ertragreiche Abbaumethoden für Erze anzuwenden und den Bergbau zu beleben. Das Wirtshaus „Zum Marx“ war dennoch immer so gut besucht und bot neben den Familienmitgliedern auch zahlreichen Hilfskräften Arbeit. Viele junge Mädchen wurden Maria in der Küche und in der Landwirtschaft zugeteilt. Neben den Bergleuten waren es nun zunehmend Händler und Handwerker, die gerne „beim Marx“ einkehrten und übernachteten.



Abb. 1: Das Geburtshaus Maria Schobers. Quelle: Österreichische Nationalbibliothek

Neben den praktischen Fertigkeiten besaß Maria eine besondere Gabe: Sie besaß eine schöne, glockenhelle Stimme, hatte ein gutes Gehör. Neben Volksliedern lag ihr bereits als Kind die geistliche Musik besonders am Herzen. Bald durfte sie alle kirchlichen Feste in der Pfarre musikalisch gestalten und erhielt dafür einen Sängerlohn. Maria ging es in ihrem Elternhaus gut, ihren Lohn sparte sie eisern und konnte ihn später zusammen mit ihrer Mitgift als Grundkapital für die Käufe von landwirtschaftlichen Flächen und den Bau von Bethaus und Schule verwenden. Maria hatte ein hohes soziales Gespür für die Not der kranken und arbeitslosen Menschen und trachtete danach, ihnen zu helfen. Die jungen Mädchen, die Maria aus diesen armen Familien holte, konnten nicht nur ein wenig Geld verdienen, sondern vor allem das Kochen, die Vorratswirtschaft und die landwirtschaftlichen Tätigkeiten erlernen und eine wichtige Voraussetzung für ihr Familienleben schaffen. Immer wieder stellte Maria fest, wie sehr den jungen Frauen eine Grundbildung im Lesen, Schreiben und Rechnen und die Einführung in die wichtigen Glaubensfragen fehlten. Wenn die Zeit es erlaubte,

bot sie zusammen mit ihren Schwestern und jungen Frauen des Ortes Kurse für junge Mädchen an, die mit Freude angenommen wurden.

Träume hatten nicht nur für Maria große Bedeutung, sondern waren für viele Menschen Denkanstöße für neue Vorhaben. Sie wurden als Wegweiser und Orientierungshilfen gedeutet. Ein besonderer Traum trug dazu bei, dass Maria ihrem Leben eine neue Wende geben wollte. Sie war jung, gerade 20 Jahre alt, als ihr in der Nacht des Heiligen Nikolaus folgendes träumte: *Da hat Gott mir eine große Prozession Jungfrauen gezeigt, die schön weiß gekleidet waren und schöne Kränze auf ihren Häuptionen hatten und Lilien in ihren Händen trugen. Sie wanderten in einer Reihe singend und betend in ein Haus, ähnlich einem Kloster, welches mir Zeit meines Lebens nie mehr aus dem Kopf gegangen ist. Ich habe Gott gebeten um ein kleines Häuslein, damit es der Ehre Gottes und den jungen Menschen dienen könnte.*

Diesen Traum beschrieb sie in einem ihrer Jahresberichte als einen „Fingerzeig Gottes“, als ernst gemeinten göttlichen Auftrag, ein „Klösterlein“ zu bauen. Auch ihre Schwestern Anna und Katharina ließen sich dafür begeistern und wollten Maria unterstützen. Sie wollten mit ihrer Schwester ein Leben in Einfachheit, Frömmigkeit und Keuschheit führen, Mädchen unterrichten und den Armen helfen. Maria hatte sich vorgenommen, arme Menschen zu unterstützen, ihnen Arbeit zu geben, sie zu bezahlen und Lebensmittel für jene bereitzustellen, die dazu nicht mehr in der Lage waren.

Die beiden Priester, die Maria auf ihrem Glaubensweg begleiteten, bestärkten sie in ihrem Vorhaben. Georg Eicher, Pfarrer von Sagritz, fand Gefallen an dem Plan, junge Frauen auszubilden und den Armen zu helfen. Auch der Stadtpfarrer von Lienz, Carl von Hildebrand, Marias Beichtvater, fand großen Gefallen daran.

Maria musste viel Durchhaltevermögen aufbringen, weil es lange dauerte, bis sie ihre Pläne in die Tat umsetzen konnte. Ihre wichtigsten Mitstreiterinnen, die Schwestern Anna und Katharina, kamen ihr abhanden, sie hatten beschlossen, eine Familie zu gründen. Anna folgt dem Fuhrmann Paul Monhardt nach Oberdrauburg. Auf dieser Hochzeit lernte Katharina Herrn von Socher, einen Landrichter aus Steinfeld kennen, der in Oberdrauburg seinen Dienst versah. Auch sie heiratete bald und konnte Maria nicht mehr unterstützen. Eine herbe Enttäuschung für Maria, aber kein Grund, ihre Pläne aufzugeben.



Abb. 2: Der Döllacher Dorfplatz um 1900. Quelle: Österreichische Nationalbibliothek

Unverdrossen versah sie weiterhin ihren Dienst als Küchenchefin im elterlichen Gasthof. Verständlich, dass sie immer wieder Zweifel plagten, ob sie es wohl schaffen würde, ihre großen Pläne in die Tat umzusetzen. In Zeiten des Zweifels, pilgerte sie, unterstützt von ihrer betagten Tante Susanna, die sie in allem was sie tat rückhaltlos bestärkte, nach Aßling, Altötting oder Maria Schnee im Gailtal, um im Gebet Kraft und Mut zu schöpfen. Die beiden Frauen ließen in allen Marienkirchen Messen lesen, zündeten Kerzen an und legten die weiten, beschwerlichen Wege über das Gebirge zu Fuß zurück. Natürlich blieb es nicht aus, dass Marias Pläne im Dorf bekannt wurden.

Obwohl Maria Anerkennung genoss, wollten die Menschen des Ortes ihre Töchter nicht zur Schule schicken, hätten sie doch auf ihre besten und billigsten Arbeitskräfte verzichten müssen. Marias Pläne lösten heftige Dispute in der Bevölkerung aus, man begann, Maria Steine in den Weg zu legen, geplante Käufe von Grund und Boden zu vereiteln und böse Reden über sie zu führen. Um den Lebensunterhalt eines Schwestern-Vereins zu sichern, war eine Landwirtschaft zur Selbstversorgung eine wichtige Voraussetzung. Die Menschen der Region fanden es befremdlich, dass Maria eigenes Geld besaß und als eine der wenigen Frauen selbst bestimmen konnte, wie sie ihr Vermögen einsetzen wollte. Die Ablehnung der Menschen ließ sie oftmals an ihren Plänen zweifeln. Im Jahrbuch beschreibt es Maria: *Darauf ist das Vorhaben etliche Jahre so angestanden und alles ist zu nichts geworden [...] und was der böse Feind überdies noch unter der Zeit an Lügen und Gerüchten ausgesät hat, würde auf vielen Bögen Papier nicht Platz haben.*



Abb. 3:
Portrait von
Maria Schober.
Foto:
DDr. Christian
Senger

Marias Familie stand mit aller Kraft hinter ihr. Sowohl der Vater Marx Schober als auch der Bruder Josef unterstützten sie, wo immer sie konnten, kauften für sie Wiesen, Äcker und Wald, um eine ertragreiche Landwirtschaft aufbauen zu können. Endlich, nach Jahren des Wartens, nahm der Bau ihres Bethauses Gestalt an. Zu ihrer besonderen Freude waren Grund und Boden gegenüber der Filialkirche St. Andreas, der Kirche, in der sie täglich die Messe mitfeiern durfte, zum Verkauf ausgeschrieben. Einen besseren Platz hätte sie sich nicht wünschen können. Nun konnte Maria mit ihrer Planung beginnen, Baumaterialien kaufen und die Baustelle einrichten. Bald fand sie willige, tüchtige Arbeiter, die bereit waren, das Bethäusl nach ihren Plänen zu bauen. Ihr Vorhaben gelang viel besser als erwartet. Am Ende schrieb Maria im Jahresbericht mit großer Freude, dass die Baumaterialien und Vorräte viel länger als geplant gereicht hätten, die Arbeiter mit ihrer Verpflegung zufrieden waren und sie sich selbst auf dem Bau mit voller Kraft einbringen konnte. So holte sie das gesamte, für den Bau notwendige Wasser selbst aus der Zirknitz, trug es zur Baustelle, kochte für die Arbeiter, räumte auf, organisierte daneben die notwendigen Lasttiere, neues Werkzeug und Arbeitsmaterialien.

Der Einzug in das neue Bethaus verzögerte sich: Tante Susanna, Marias wichtigste Vertraute und Unterstützerin, war gestorben. Erst Monate später bezog Maria es mit Elisabeth Entacher und Maria Wallner, zwei jungen Frauen aus der Region und ihren Nichten Maria, Elisabeth, Magdalena und Anna Manhardt aus Oberdrauburg. Zusammen bildeten sie den ersten Jungfrauenverein, die Döllacher Jungfrauen, richteten den Bauernhof ein und wollten schon bald mit ihrer pädagogischen Arbeit beginnen. Der Stall der Döllacher Jungfrauen war gut gefüllt, die landwirtschaftlichen Gründe, die Maria im Laufe der Jahre erworben hatte, waren gut bewirtschaftet worden. Die ersten Schülerinnen kamen nur zögerlich, weil ihre



Abb. 4: Der Klostergarten St. Andreas.
Quelle: Archiv der Grazer Schulschwestern (AGS)

Eltern für die Ausbildung nur wenig oder gar nicht bezahlen konnten. Das bedeutete, dass der Unterhalt für alle, die unter diesem Dach lebten, in Zukunft durch die Erträge aus der Landwirtschaft gedeckt werden mussten. Auch der Neffe Marias, Hermes Paul Manhardt, ein Bruder der Manhardt-Schwestern, der als Benefiziant in der Pfarre Sagritz tätig war, konnte Maria tatkräftig unterstützen. Immer wieder verfasste er Schriften und Schenkungsbriefe, die im Ordinariat vorgelegt werden mussten, um die Anerkennung der Stiftung zu erreichen und die größte Last, die hohe Besteuerung des Betriebes zu verringern. In jedem Ort gab es einen Steuereinnahmer, der die Höhe der Steuern der ansässigen Betriebe nach eigenem Ermessen festsetzen konnte. Bis Maria die Anerkennung der Stiftung erreichte, wurde ihre Landwirtschaft nicht verschont und hoch besteuert.

Zur Beglaubigung ihrer Schenkung wanderte Maria in den folgenden Jahren 15 Mal quer durch das Land – von Döllach nach Lavant, dem heutigen St. Andrä im Lavanttal, das damals der Sitz des Ordinariates war, welches für die kirchliche Verwaltung des Oberen Mölltales zuständig war. Es war überaus schwierig: Einmal stimmten die Daten des Stiftungsbriefes nicht, ein anderes Mal ging der Stiftungsbrief im Ordinariat verloren, lange Zeit war der Bischof erkrankt und konnte über ein Jahr keine Entschei-

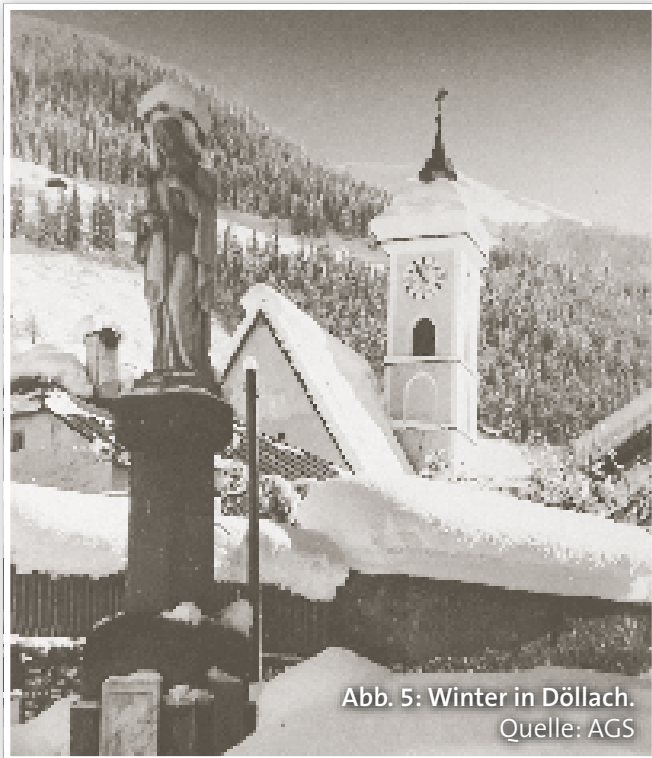


Abb. 5: Winter in Döllach.
Quelle: AGS

dung treffen. Erst eine Vorsprache im Konsistorium der Erzdiözese Salzburg brachte Maria den entscheidenden Erfolg und die endgültige Anerkennung ihrer Stiftung. Es stellte sich heraus, dass der Betrieb der Döllacher Jungfrauen all die Jahre zu hoch besteuert worden war. Eine Rückvergütung erfolgte nie. Maria machte sich zur Regel, Kraft in der guten Zusammenarbeit zu finden und nach vorne zu schauen. Sie hatte immer wieder ungewöhnliche, aber erfolgreiche Ideen, um die Einkünfte zu steigern. Die Schwestern beschlossen, die kleine Alm, die ans Kloster gefallen war, zu bewirtschaften, Kalkgruben zu errichten, Leinen anzubauen und sich von den vielen Unglücksfällen nicht ängstigen zu lassen. Die größte Gefahr komme von den Menschen, schrieb Maria in ihren Jahresberichten und berichtete über Spott und Verfolgung durch die Bevölkerung, über Unglücksfälle im Stall und Missernten.

Der Anfang war nicht vom Glücke begünstigt – das Wasser schwemmte vier Schafe, zwei Ziegen und ein Kalb fort, schrieb sie in ihrem ersten Jahresbericht. Das schlechte Verhältnis zur Dorfbevölkerung machte Maria am meisten Sorgen. Die Menschen, mit denen sie während ihrer Jugend im schönsten Einvernehmen gelebt hatte, mieden sie und gaben ihr zu verstehen, dass sie von niemandem Hilfe erwarten konnte. Die erste Ernte, der Grundstein für die Vorräte des folgenden Winters, war enttäuschend ausgefallen. *Zwölf Viertel Roggen gesät und vier geerntet, elf Viertel Gerste gesät und achtzehn geerntet, das war das kleine Ergebnis des gemeinsamen Hausens im ersten Jahr.*

Der Weg von Mallnitz über die Tauern nach Salzburg wäre Maria beinahe zum Verhängnis geworden. Sie verirrte sich im Nebel, stürzte, verletzte sich und wurde eingeschneit. So fand sie ein Wanderer und rettete ihr damit das Leben. Aber Marias Gesundheit hatte sehr gelitten.



Abb. 6: Feldarbeit. Quelle: AGS

Ein schmerzhaftes Beinleiden machte ihr zu schaffen. Sie starb im Jahr 1774, kurz ehe sich im Bethaus der Döllacher Jungfrauen erstmals die Tore für die ersten Schülerinnen der Elementarschule öffneten. Marias Nachfolgerinnen führten das Kloster weiter. Sie wurden in der Normal-Methode ausgebildet, die Voraussetzung für den regulären Unterricht war. Während die Lehrer der Knabenschule ordentlich entlohnt werden, arbeiten die Döllacher Jungfrauen für Gottes Lohn. Damit nicht genug, die Steuern wurden stark angehoben, während die Einnahmen zurückgingen. Unwetter zerstörten immer wieder die Ernte und vergrößerten die Not der Schwestern. Das arme Klösterlein war für junge Frauen, die einem Orden beitreten wollten, nicht mehr interessant. In ihrer Not baten die betagten Döllacher Jungfrauen die Kalterer Tertiarschwestern um Hilfe. Sie waren selbst nicht mehr in der Lage, den Unterricht aufrechtzuerhalten. Rasch wurden zwei junge Schwestern nach Döllach geschickt. Die Tertiarschwestern erklärten sich bereit, das Döllacher Kloster als Filiale zu übernehmen. Am 18. Dezember 1851 erfolgte der Anschluss an das Tertiarkloster in Kaltern. Am 1. September 1915 beschlossen die Kalterer Tertiarschwestern, die Schule zu schließen und nach Kaltern zurückzukehren, weil auch dort der Nachwuchs fehlte. Fast schien es, als sei das Ende des Klosters in Döllach gekommen, aber im Ordinariat wollte man es weiterführen und wandte sich an die Grazer Schulschwestern. Diese reagierten zögerlich, wollten sich die Sache aber anschauen. Dazu kann man in der Chronik lesen:

Am 4. Dezember 1915 kamen Mutter Baptista und ihre Vikarin Sr. Florentine nach Döllach und wurden sehr freundlich empfangen. Den Weg von Dölsach im heutigen Osttirol, wo ihre Zugfahrt endete, bis nach Winklarn legten sie zu Fuß zurück. Das letzte Stück nach Döllach fuhrten sie auf einem Pferdefuhrwerk mit. Als sie erstmals das Kloster betraten, wurden sie von Bürgermeister, Pfarrer und weiteren politischen Vertretern, feierlich begrüßt und inständig gebeten, die Arbeit der Kalterer Tertiarschwestern fortzusetzen.

So begann eine neue Ära, die bis ins Jahr 2009 dauern sollte. Das Bildungsangebot verändert sich. Die Einjährige Haushaltungsschule ersetzte ab 1969 die Winterkurse. Die Veränderungen im Bildungsbereich führten dazu, dass die Nachfrage zurückging. Das 9. Schuljahr und die praktische Lehre verloren an gesellschaftlichem Ansehen, die jungen Menschen strebten nach Ausbildung an höheren Schulen. Zusammen mit der Schließung der Buslinie auf der Strecke von Winklern nach Heiligenblut am Morgen bedeutet dies das Aus für die Wirtschaftsfachschule Döllach. Am letzten Schultag des Schuljahres 2008/2009 schlossen sich die Schultore für immer. Das Kloster Döllach wurde zwei Jahre später endgültig geschlossen und verkauft.



Historisches und Sprachliches über zwei Marktgerichtsprotokolle

VON 1725 AUS HERMAGOR

Von Hans Hohenwarter

Die erste urkundliche Erwähnung von Hermagor fällt in das Jahr 1169.¹ In einer vom Patriarchen Ulrich von Aquileia ausgestellten Urkunde findet sich als Zeuge ein gewisser „Geroldus de sancto Hermachora“, wahrscheinlich Pfarrer der aquileischen Kirche Hermagor.

Am 12. Juli 1288 schenkt Otto de Gruenberch der Georgskirche in Tröpolach die kleine Rudnigalpe. Diese Urkunde wird im „foro sancti Hermachore“ ausgestellt.² Hierbei wird Hermagor zum ersten Mal als Markt (forum) angeführt. Mit dem Marktprivilegium von Hermagor ist auch die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit im Burgfried durch Richter und Rat verbunden.³ Die hohe Gerichtsbarkeit, die Blutgerichtsbarkeit, ist dem Landgericht zugeordnet; der Sitz desselben wird 1395 von Hermagor auf das Schloss Grünburg im Gitschtal verlegt.⁴

Diesem Landgericht gehören der Marktburgfried Hermagor und der zu Bamberg gehörige Burgfried Khünburg und Egg sowie der Burgfried Briesnig (Priebenegg oder Ma-

lenthain) und ab 1612 ein Turm ob Hermagor (Turnhof) als Burgfried an. Über die Ausdehnung des Marktburgfriedes Hermagor gibt es keine historische Beschreibung. Es darf angenommen werden, dass er sich mit dem späteren Marktgemeindegebiet deckt.

Im Marktburgfried Hermagor übt das Marktgericht die niedere Gerichtsbarkeit (kleine Diebstähle, Raufereien, Streitfälle des Alltages, Testamente, Heiratsverträge, Käufe und Verkäufe, ...) und die Verwaltung des Marktes aus. Das Marktgericht besteht aus dem Marktrichter, der alljährlich gewählt wird, und aus dem inneren (vier Ratsherren) und dem äußeren Rat (acht Mitglieder), an deren Stelle später ein zehngliedriger Ausschuss tritt. Die Vollversammlung der Marktbürger, die Gemein, wählt den äußeren Rat.

Die verschiedenen rechtlichen und wirtschaftlichen Belange des Marktes Hermagor sowie Fragen der Verwaltung regelt zum Beispiel die Marktordnung aus dem Jahre 1562.⁵

In diesen Statuten von 17 Punkten wird unter anderem das Zusammenleben der verschiedenen Handwerkszünfte und TagwerkerInnen, der Bürger mit ihren Viehweiden in und um den Markt herum geregelt.

Der Historiker Hermann Wiessner kann bei der Abfassung der Stadtgeschichte von Hermagor – anlässlich der Jubiläumsfeierlichkeiten „800 Jahre Hermagor, 1169 erste Nennung“ – noch auf vier Bände vom Marktgerichtsprotokoll zugreifen – die älteren sind alle der großen Brandkatastrophe von 1726 zum Opfer gefallen.⁶ In den Jahren nach 1969 verschwindet der Band für die Jahre 1724–1731; 2013 taucht dieses Protokollbuch jedoch überraschend wieder auf und mit einem „Sicherungskauf“ verhindert der Verfasser dieses Beitrages das erneute und unwiederbringliche Verschwinden dieses Bandes (Abbildung 2).

Der lederne Einband entstammt einem anderen Verwendungszweck:⁷ auf der Innenseite des unteren Buchdeckels ist nämlich ein Rückblick (2. Dez. 1727) über die Kosten der Me-